

Arne Dekker

Körper und Geschlechter in virtuellen Räumen

Vortrag bei der NGaT am 14. Januar 2006 in Malente

Fast immer, wenn neue Technologien (und besonders: Kommunikationstechnologien) erstmals von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, findet eine enorme Polarisierung statt, und es stehen sich unversöhnlich Weltuntergangsszenarien auf der einen Seite und utopische Heilsversprechen auf der anderen Seite gegenüber. Die daraus entstehenden Debatten sind oft ein wenig absurd, und sie waren es schon vor etwas mehr als 100 Jahren, als hinreißende feuilletonistische Auseinandersetzungen über die Frage geführt wurden, was es für das Sittlichkeitsempfinden bedeutet, wenn Männer und Frauen in unangemessener Kleidung miteinander telefonieren. Und auch – und darum geht es hier – wenn über die Folgen intimer Chat-Kommunikation im Internet gesprochen wird, Folgen für die Körperlichkeit, für die Geschlechtlichkeit, für soziale Beziehungen usw., beobachten wir regelmäßig eine starke Polarisierung in der Bewertung, hinter die der einfache Blick auf die Tatsachen oft zurück tritt.

Diese stark polarisierte Auseinandersetzung um Freiheitsversprechen auf der einen Seite und Vereinzelungsgefahren auf der anderen, oder feministisches Empowerment auf der einen Seite und Reproduktion von männlicher Gewalt in Chat-Foren auf der anderen, schließt sich interessanterweise nahtlos an eine Debatte an, die die Sexualwissenschaft seit geraumer Zeit beschäftigt, nämlich die Debatte zwischen essentialistischen und konstruktivistischen Positionen. Zwei theoretische Beispiele möchte ich Ihnen geben, die sich auf ganz unterschiedliche Weise mit Körpern und Geschlechtern im virtuellen Raum auseinandersetzen. Beide stammen aus dem Jahr 1996 und sind mit ihren zehn Jahren im Zeitalter rasanter Selbstüberholung neuer Medientechnologien durchaus nicht mehr ganz jung. Beide lassen sich als frühe und zugleich extreme Positionen einer Debatte lesen, deren Komplexität ich damit nicht unterschlagen will, die sich aber bis heute häufig zwischen diesen Polen abspielt – und beide lassen sich leicht mit essentialistischen bzw. konstruktivistischen Prämissen identifizieren.

Geschlechter im Netz: essentialistische und konstruktivistische Perspektiven

Das erste Beispiel, es ist das essentialistische und zugleich das kulturpessimistische Modell, stammt aus der Feder des französischen Kulturphilosophen Paul Virilio. Unter der Überschrift „Cybersex – von der abweichenden zur ausweichenden Sexualität“ entwickelt Virilio mit Blick auf Internet-Sexualität eine *Art Modell der Degeneration*. „Die potenzielle Ersetzung der

unmittelbaren Vereinigung zweier Körper durch diskrete, mithilfe der Artefakte des Cybersex medial vermittelte Distanzierung bedeutet tatsächlich, einen Prozess der physiologischen und demographischen Auflösung loszutreten, der ohne Beispiel in der Geschichte ist“ (Virilio 1996, S. 75). Was tut Virilio? Zunächst idealisiert er die Face-to-Face-Interaktion „zweier Körper“: ihr gegenüber erscheint computervermittelte Kommunikation immer nur als eine Art zweiter Wahl. Im nächsten Schritt naturalisiert er die Geschlechter. Denn Zweigeschlechtlichkeit führt bei Virilio – und das macht ihn zum Essentialisten – offenbar eine vorsoziale Existenz im Dienste der Fortpflanzung. In Auseinandersetzung mit Internet-Sexualität (und das heißt zunächst beispielsweise ganz trivial: Masturbation beim erotischen Online-Chat) erklärt er: „Das Ende der Vorherrschaft der physischen Nähe [...wird] nicht nur den Aufstieg der Familie *mit nur einem Elternteil* begünstigen, sondern darüber hinaus zu einem noch radikaleren Bruch zwischen Mann und Frau führen, der eine unmittelbare Bedrohung für die Zukunft der geschlechtlichen Fortpflanzung darstellt“ (ebd., S. 75).

Die Denkfigur, die Virilios Essay zugrunde liegt, findet sich in einer ganzen Reihe von Modellen, die sich mit den Besonderheiten computervermittelter Kommunikation und deren Folgen beschäftigen. Immer wird zunächst die Kanalreduktion (also die Beschränkung der Chat-Kommunikation auf den Textkanal) diagnostiziert, um diese dann – gemessen an einer idealisierten Face-to-Face-Kommunikation als unnatürlich und damit defizitär zu beklagen (für eine Übersicht siehe Döring 1999, S. 210ff; vgl. beispielhaft Mettler-von Meibom 1990). Was bedeutet das für Geschlechtlichkeit? Bei Virilio deutet es sich an: Geschlecht erscheint als eine natürliche Kategorie, die durch die Essenz des biologischen Körpers abgesichert wird. Wird beim Chatten durch Genderswapping, d.h. z.B. durch die Angabe eines anderen Vornamens, ein dem biologischen Geschlecht widersprechendes Geschlecht inszeniert (vgl. z.B. Dekker et al. 1998), so ist dies falsch, und die dafür verantwortliche Kommunikation fehlerhaft. Cybersex kann aus dieser Position heraus nicht als „wirkliche“ Sexualität anerkannt werden und erhält bestenfalls den Status einer Ersatzhandlung, ganz gleich, was die Nutzerinnen und Nutzer selbst dazu sagen. Anders formuliert: weil Virilio und andere eine eng gefasste Vorstellung von der Natur menschlicher (auch sexueller) Interaktionen voraussetzen, können sie den sozialen Wandel nur als Degeneration beschreiben, als eine Art verhängnisvollen Irrtum: „Das virtuelle Wesen (den Fernsten) dem realen Wesen (dem Nächsten) vorzuziehen, das bedeutet, den Schatten für die Beute zu halten, und das Abbild und den Klon einem substantiellen Wesen vorzuziehen, (...) das man im wahrsten Sinne des Wortes am Hals hat“ (Virilio 1996, S. 74).

Ganz anders das zweite, konstruktivistische und fortschrittsoptimistische Beispiel, das ich vorstellen möchte und als *Modell der Identitätskonstruktion* bezeichnen würde. Die Ausschaltung einer Reihe von Sinnesmodalitäten, die Virilio beklagt, wird hier als Abwesenheit körperlicher

Zwänge ausdrücklich begrüßt. Die prominenteste Vertreterin dieses Modells ist die Soziologin Sherry Turkle vom Massachusetts Institute of Technology in Boston, die beispielsweise über den eben angesprochenen virtuellen Geschlechterrollentausch schreibt: „Jeder der Genderswapping ausprobiert hat die Möglichkeit konkret zu erfahren, dass für beide Geschlechter die jeweilige Geschlechterrolle eine soziale Konstruktion ist“ (Turkle 1996, S. 14). Geschlechterkonstruktion wird bei Turkle ausschließlich als Identitätskonstruktion begriffen. Die spezifischen Bedingungen der computervermittelten Kommunikation führen, um einen Begriff von Elizabeth Reid zu verwenden, zu einem „ungroundig gender“ (vgl. Reid 1994), also zu einer die Ablösung der Geschlechtsidentität von den Zwängen körperlicher Materialität. Turkle versteht sich damit selbst als eine pragmatische Vertreterin des französischen Poststrukturalismus: „In den frühen 70er Jahren lebte ich in einer Kultur, die lehrte, dass das Selbst sich in der und durch die Sprache konstituiert, dass der Geschlechtsverkehr ein Austausch von Signifikanten ist und dass jeder von uns aus einer Vielheit von Teilen und Begierdeströmen besteht. Ich meine den Brennpunkt der Pariser intellektuellen Kultur zu deren Gurus u.a. Jacques Lacan, Michel Foucault und Gilles Deleuze gehörten. (...) Jetzt, mehr als 20 Jahre später, begegne ich den Ideen von Lacan, Foucault und Deleuze in meinem virtuellen Bildschirmleben wieder. Aber nun sind diese französischen Abstraktionen konkreter geworden“ (Turkle 1996, S. 15). Computervermittelte Kommunikation erscheint in dieser Vorstellung wie eine Einlösung konstruktivistischer Versprechen: Geschlecht ist, so die Annahme, sprachlich hergestellt und kann in einer rein sprachlichen Umwelt beliebig variiert werden, so dass eine Existenz gänzlich ohne Geschlecht ebenso denkbar wird, wie eine Pluralisierung der Geschlechter und damit eine Aufweichung der binären Geschlechterordnung. Cybersex ermöglicht Sexualität in beliebigen Geschlechterrollen und erlaubt gefahrloses Experimentieren mit unterschiedlichen sexuellen Wünschen und zwar ohne körperliche Risiken und unabhängig etwa von restriktiven Schönheitsidealen.

Beide Texte, der von Virilio und der von Turkle, wirken auf den ersten Blick ganz und gar unterschiedlich und unvereinbar. Die jeweiligen Bewertungen der Situation aber, schwermütig die eine, hoffnungsfroh die andere, folgen bei näherem Hinschauen einer überraschend ähnlichen Diagnose. Beide Modelle eint nämlich auf eigentümliche Weise die Vorstellung, beim Chatten werde der realweltliche Körper aus dem Geschehen ausgeschlossen, eben durch die computervermittelte Kommunikation herausgefiltert, und spiele in der sozialen Situation keine Rolle mehr. Chat-Räume werden damit als körperlose Räume konzipiert. Bei beiden Modellen ist also, ich sage es noch einmal, die Diagnose eigentlich ähnlich, nur die Bewertung eine radikal andere: Virilio beklagt den Verlust „substantieller Wesen“ im Netz, Turkle dagegen zeigt sich angesichts des vermeintlichen Verschwindens körperlicher Prädisposition erleichtert.

Dass es sich bei der beiden Modellen zugrunde liegenden Annahme, die Virtualisierung sei immer mit einer Entkörperlichung verbunden, um eine Fehleinschätzung handelt, das hat aber beispielsweise die Soziologin Christiane Funken überzeugend dargestellt. Es handele sich „um theoretische Abstraktionen, die sich bei einer empirischen Untersuchung der Medienpraxis und der Nutzervorstellungen nicht verifizieren lassen“ (2002, S. 262). Im Gegenteil: inzwischen haben eine Reihe empirischer Untersuchungen zeigen können, dass beim Chatten mit großer Regelmäßigkeit das statt findet, was Nicola Döring einmal treffend „eine angespannte Wahrheitssuche“ genannt hat. Das heißt: die Frage, wer sich hinter dem Text am Bildschirm realweltlich „wirklich“ verbirgt, prägt in ganz erheblichem Maße den erotischen Online-Chat; gefragt ist, kurz und paradox: Authentizität im virtuellen Raum. Und die eigene Körpererfahrung der User ist nicht die einer Suspendierung des realweltlichen Körpers zugunsten eines konstruierten virtuellen, sondern die einer Verdopplung: neben den materiellen Körper, den „Fleischkörper“ tritt ein virtueller Körper, der „Zeichenkörper“ der ohne den ersten aber gar nicht zu denken ist. Wie das in der Chat-Praxis aussieht, wie also Authentizität in der interaktiven Praxis erzeugt wird, darauf komme ich zurück.

Zunächst sei nur gesagt: Christiane Funkens Feststellung ließ sich auch in unserer eigenen Untersuchung über Beziehungsbiographien im sozialen Wandel replizieren. Für diese Studie wurden im Frühjahr 2002 in Hamburg und Leipzig computergestützte Interviews mit 776 Männern und Frauen dreier Altersgruppen (nämlich 30-, 45- und 60-jährigen) durchgeführt (zur Methodik vgl. Schmidt et al. 2003 sowie Schmidt im vorliegenden Band). Von den 30jährigen gaben 18% der Männer und 7% der Frauen an, zumindest gelegentlich zu chatten. Mehr als drei Viertel dieser Teilpopulation der Chatter betonten nun, es sei ihnen wichtig, wer sich hinter dem Text auf dem Bildschirm „verbirgt“. Warum ist das so? Ich möchte versuchen, diese Frage in zwei Schritten zu beantworten: Im ersten Schritt indem ich frage, in welcher Weise reale und virtuelle Räume miteinander verschränkt sind; im zweiten Schritt dann, indem ich – zumindest kurz – die performative Praxis der Geschlechterdarstellung bei Chatten betrachte.

Zur Interdependenz realer und virtueller Räume

Kommen wir zunächst zum Raum, und kehren dafür noch einmal zu Paul Virilio und Sherry Turkle zurück. Wieso beschreiben beide das Internet als körperlosen Raum? Weil, so meine These, beide Modelle gleichermaßen den *Kulturraum* des Internet vor allem als einen *Kommunikationsraum* beschreiben, und in der Folge die unterschiedlichen Kommunikationsmodi Online und Offline dazu benutzen, reale und virtuelle Räume klar voneinander abzugrenzen und wie zwei gänzlich unterschiedliche Entitäten zu behandeln, die relativ wenig miteinander zu tun haben. Diese Sichtweise ist verbreitet: immer wird nach den Besonderheiten

computervermittelter Kommunikation gefragt um sie von realweltlicher Kommunikation abzugrenzen. Die vielfältigen Verbindungen realer und virtueller Räume geraten dabei immer wieder aus dem Blickfeld, und so bildet, wie die Philosophin Sybille Krämer schreibt „[d]ie Idee, dass der Gebrauch der neuen Medien eine Dematerialisierung bewirke, (...) so etwas wie den kleinsten gemeinsamen Nenner einer Vielzahl von Entwürfen über die Perspektive der ‚Wissensgesellschaft‘“ (Krämer 2002, S. 49). Zu den wenigen, die eine Betrachtung der Interdependenz realer und virtueller Räume vorschlagen, und damit letztlich auch einen Perspektivwechsel vom Kommunikationsraum Internet auf den *Machtraum* Internet, gehören die bereits genannte Christiane Funken und Martina Löw. „Die Soziologie“, schreiben sie, „hat bislang nur wenig dazu beigetragen, das Soziale und das Materielle, das Reale und das Virtuelle nicht nur als zwei Kehrseiten einer Medaille, sondern als Verstrickungsverhältnis zu diskutieren. Ein Anfang wäre hier auch, das elektronische Netz nicht unabhängig von der Platzierung der User zu betrachten. (...) Auch das elektronische Netz ist Teil des im Alltag konstituierten Raumes“ (Funken & Löw 2002, S. 89).

Um diese These verstehen zu können, ist es nötig, sich vor Augen zu führen, dass vor allem die Raumsoziologin Löw den Raum nicht als euklidischen Ausdehnungsraum begreift (also nicht als Containerraum), sondern als eine Art Netzwerk ansieht, eine „relationale (An-)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten“ (Löw 2001, S. 271). Raum ist also nicht der Behälter des Sozialen, sondern wird selbst im Rahmen sozialer Prozesse konstituiert. Diese These ist nicht neu, wurde aber in den Geistes- und Sozialwissenschaften jahrzehntelang wenig beachtet (vgl. hierzu z.B. Läßle 1991; Löw 2001). Eine der wenigen Ausnahmen bietet Michel Foucault, und ich möchte vorschlagen, die spezifische Raumerfahrung beim Chatten, die enge Verschränkung realer und virtueller Räume, mit einer Denkfigur zu beschreiben, die Foucault in seinem Text „Andere Räume“ (1990) entwickelt.

Der elektronische Spiegel

Wie eben Martina Löw, begreift auch Foucault in diesem Text aus dem Jahr 1967 Räume nicht als leere, dreidimensionale Hüllen oder Container (also als Ausdehnungsraum oder geographischen Raum), sondern als ein Ensemble von Nachbarschaftsbeziehungen zwischen Punkten oder Orten, also als Netzwerke oder Machtgeflechte. An die Stelle der Ausdehnung tritt bei Foucault die Anordnung, Lagerung oder Platzierung, oder, wie es bei Martina Löw heißt, das „Spacing“. Foucault beschreibt nun zwei ganz besondere Raumtypen, also zwei besondere Formen der Anordnung, die ihn deshalb interessieren, weil sie „die sonderbare Eigenschaft haben, sich auf alle anderen Räume zu beziehen, aber so, dass sie die von diesen bezeichneten oder reflektierten Verhältnisse suspendieren, neutralisieren oder umkehren“ (ebd.: 38). Oder

vereinfacht: in den Räumen, die Foucault meint, sind etablierte gesellschaftliche Machtverhältnisse verändert oder außer Kraft gesetzt. Diese Räume, die sich so von allen anderen Räumen unterscheiden lassen, sind einerseits *Utopien* und andererseits *Heterotopien*.

Utopien „sind Räume ohne wirklichen Ort (...). Perfektionierung der Gesellschaft oder Kehrseite der Gesellschaft: jedenfalls sind Utopien wesentlich unwirkliche Räume“ (ebd.). Folglich sind Utopien Vorstellungen von einer anderen Gesellschaft, die imaginär bleiben.

Heterotopien hingegen sind eine Art tatsächlich realisierter Utopien, die sich geographisch verorten lassen. Sie sind „sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, in denen die wirklichen Plätze innerhalb einer Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind“ (ebd.:39). Als Beispiele für Heterotopien, in denen etablierte Machtverhältnisse verschoben oder aufgehoben sind, können eine ganze Reihe von Einschluss- oder Ausschlussräumen gelten, die Foucault analysierte, so etwa die Psychiatrie, das Gericht, das Gefängnis, der Friedhof usw.

Foucault erkennt nun, und hier lässt sich die Frage nach der Interdependenz realer und virtueller Räume anschließen, zwischen Utopien und Heterotopien ein besonderes Verhältnis: das des Spiegels. „Der Spiegel“, schreibt Foucault, „ist nämlich Utopie sofern er ein Ort ohne Ort ist. Im Spiegel sehe ich mich da, wo ich nicht bin: in einem unwirklichen Raum, der sich virtuell hinter der Oberfläche auftut; Ich bin dort wo ich nicht bin, eine Art Schatten, der mir meine eigene Sichtbarkeit gibt, der mich mich erblicken lässt, wo ich abwesend bin: Utopie des Spiegels. Aber der Spiegel ist auch Heterotopie, insofern er wirklich existiert und insofern er mich auf meinen Platz zurück schickt, den ich wirklich einnehme (...) Der Spiegel funktioniert als eine Heterotopie in dem Sinn, dass er den Platz, den ich einnehme, während ich mich im Glas erblicke, ganz wirklich macht und mit dem ganzen Umraum verbindet, und dass er ihn zugleich ganz unwirklich macht, da er nur über den virtuellen Punkt dort wahrzunehmen ist“ (ebd.:39).

Ich möchte vorschlagen, den mit dem Internet verbundenen Computer in diesem Sinne als eine Art *elektronischen Spiegel* zu begreifen, der die Utopie des virtuellen Raums (die selbst eigentlich keinen Ort hat) mit dem realen Raum verbindet¹. Nutzer oder Nutzerin sehen sich dort, wo sie nicht sind: als Text in einem unwirklichen Raum, Zeichenkörper habe ich ihn eben genannt, jedenfalls als Teil der Utopie des virtuellen Raums. Andererseits existieren der Computer und sein Umraum aber real und Chatter bleiben mit ihrem materiellen Körper (dem „Fleischkörper“ im realweltlichen Raum präsent. Der Aufenthaltsort vor dem Computer wird damit zur Heterotopie, die an der Schnittstelle von Realität und Virtualität eine Reihe ganz besonderer Erfahrungen wie etwa den Cybersex und Online-Beziehungen ermöglicht. Diese

¹ Es ist die Beschreibung dieser räumlichen Doppelstruktur, die den hier vorgestellten Ansatz von der Stefan Wunderlichs These der „elektrischen Heterotopie“ unterscheidet (1999).

Erfahrungen nun – und hier kommen wir zurück zu Turkle und Virilio – sind aber eben keinesfalls von einer Dematerialisierung oder Körperlosigkeit geprägt. Vielmehr spielt der realweltliche Körper als Referenz im virtuellen Raum eine erhebliche Rolle. Was heißt das nun ganz konkret?

Authentizität in virtuellen Räumen

Beim Chatten, das habe ich vorhin bereits gesagt, findet die Interdependenz realer und virtueller Räume und damit die Doppelstruktur des elektronischen Spiegels ihren Ausdruck u.a. in der fortwährenden Konfrontation mit der Suche nach Authentizität. In welcher Weise Online-Körper und Online-Geschlecht auch immer dargestellt werden: stets geschieht dies in Anlehnung an oder in Abgrenzung vom realweltlich erfahrenen Körper. Der Zeichenkörper muss dem materiellen Körper nicht nachgebildet sein, aber es existiert zumindest immer ein Bezug. Die Möglichkeit, im Internet eine Vielzahl gleichberechtigter multipler Identitäten zu erleben und auszuleben, wie Sherry Turkle proklamiert, oder aber andererseits Geschlecht vorübergehend zu vergessen, stößt genau dann an ihre Grenzen, wenn das Online-Umfeld mir mit dem dringenden Wunsch entgegentritt, die Wahrheit über genau einen authentischen Körper zu erfahren und mich damit als genau ein Subjekt einzusetzen. Körper- und geschlechtsbezogene Äußerungen im Chat sind damit nicht referenzlos. Der Geschlechtskörper wird beim Chat als ein doppelter erlebt und die realweltliche Körpererfahrung, das „korporale Gedächtnis“, das mit dem „Betreten“ des virtuellen Raumes keinesfalls abgelegt wird, spielt hierbei eine entscheidende Rolle. Und so zeigt sich eine laufende Erfahrung von Differenz, die – und das nun ist wirklich charakteristisch für Chat-Situationen – in ein erhebliches Maß an Selbstreflexivität mündet. Weniger die bewusste Rekonstruktion oder vollständige Abschüttlung des Körpergeschlechts ist damit typisch für Chats, als das hohe Maß an Aufmerksamkeit, das den eigenen Darstellungsleistungen zuteil wird. Eine solche Zunahme von Selbstreflexivität bei der Konstruktion traditioneller Geschlechterrollen prognostizierte der Soziologe Erving Goffman bereits 1977: „Ich behaupte nicht, dass sich das Arrangement der Geschlechter durch die Zweifel [an dessen Natürlichkeit] von Grund auf ändern wird; gesetzt aber, das herkömmliche Muster wird aufrecht erhalten, so wird dies, so behaupte ich, unter sehr viel schwierigeren Bedingungen geschehen“ (Goffman 1994, S. 119).

Wie sehen die Verknüpfung realer und virtueller Räume und die damit verbundene Suche nach Authentizität nun in der Praxis aus? Es gibt zu dieser Frage eine Reihe empirischer Untersuchungen, ich stelle zur Illustration im Folgenden beispielhaft Material aus unserer eigenen Studie vor. Wir haben die Befragten mit Chat-Erfahrung in offenen Fragen unter anderem gebeten, uns von ihrem intensivsten Chat-Kontakt zu erzählen, und davon, wie sie zu erkennen

glauben, ob Ihr Chat-Partner oder ihre Chat-Partnerin in Bezug auf ihr reales Leben, etwa was Geschlecht, Alter und Aussehen betrifft, die Wahrheit sagt.

Ein nicht kleiner Teil der länger andauernden sozialen Kontakte im Netz wird zunächst erzählt als eine Geschichte zunehmender Nähe und Intimität, die mit Medienwechseln und damit auch zunehmender Bedeutung des materiellen Körpers einher geht. Ziel ist in diesem Fall (der nicht die Ausnahme ist, sondern eher die Regel) das, was Christiane Funken treffend als „erfolgreiches Scheitern“ des Chats beschreibt (Funken 2002, S. 266). Ein Chat gilt vielen Befragten gerade dann als zweckdienlich, wenn er durch einen erfolgreichen Medienwechsel, beispielsweise ein Face-toFace-Treffen, beendet wird (vgl. auch Döring, 2000).

Eine typische Geschichte eines Medienwechsels klingt so:

„[Mein intensivster Chat-Kontakt war] eine Liebesbeziehung, das war meine letzte Beziehung. Ich habe in Köln gewohnt und er in Hamburg, und wir haben uns im Hamburg-Chat kennen gelernt. Nach dem Foto-Austausch waren wir uns erst mal sympathisch und wir haben telefoniert. Nach 3 Monaten haben wir uns das erste Mal getroffen, in Hamburg und haben uns ineinander verliebt. Nach noch einmal 3 Monaten bin ich nach Hamburg gezogen. Das war wahrscheinlich die verrückteste Geschichte in meinem Leben - aber eine ziemlich gute Entscheidung, nach Hamburg zu ziehen. Die rosarote Brille muss ziemlich dick gewesen sein.“

Oder, etwas weniger dramatisch:

„[Wir haben uns] im Chat kennen gelernt und hatten Cybersex. Dann ging das über E-Mail und Austausch von Fotos, dann haben wir uns mal in Berlin getroffen und sind eine sexuelle Beziehung eingegangen und am Ende hat sich ne gute Freundschaft draus entwickelt.“

Hier erscheint das Chatten, und damit der Zustand vermeintlicher Körperlosigkeit nur als kurzes Zwischenstadium, das im Idealfall möglichst schnell überwunden wird. Der Medienwechsel dient als Authentifizierungsstrategie – und so führt ein Verweigern des Medienwechsels immer wieder zu Verärgerung und Misstrauen:

„Manchmal hat man so das Gefühl, dass die Angaben falsch sind. Hinbaltetechniken, das klingt ganz gut – z.B. wenn sie kein Foto schicken wollen.“

„Wenn man sagt, man will sich mal treffen, und dann kommen so fadenscheinige Argumente um das nicht zu machen, dann kommt man dahinter, [dass Chat-Partner falsche Angaben machen.]“

Viele der befragten Männer und Frauen mit Chat-Erfahrung haben Beziehungsvertiefungen durch unterschiedliche Formen des Medienwechsels erlebt (vgl. Abbildung 1).

Abbildung 1 Beziehungsvertiefung durch Medienwechsel (jemals gemachte Erfahrungen in %)

Briefkontakte	29
Telefonate	49
Austausch von Fotos	58
Treffen im „Real Life“	47
Freundschaft im „Real Life“	28
Sexuelle Beziehung im „Real Life“	24
Feste Liebesbeziehung im „Real Life“	13
Keine der genannten	31

Mehr als die Hälfte der Chatter hat schon einmal Online Fotos ausgetauscht, knapp die Hälfte telefoniert, und knapp ein Drittel Briefe geschrieben. Auch Face-to-Face-Treffen kommen mit großer Regelmäßigkeit vor: Knapp die Hälfte der interviewten Chatter hat sich schon einmal mit einem Chat-Partner getroffen, jeweils rund ein Viertel ging realweltliche Freundschaften bzw. sexuelle Beziehungen mit einem ehemaligen Chat-Partner oder einer ehemaligen Chat-Partnerin ein. Diese Zahlen sind beachtlich. Offenbar wird das Chatten für die regelmäßigen User tatsächlich zu einer relevanten Kontaktbörse zur Organisation realweltlicher Treffen, die nicht selten in Freundschaften, sexuelle Beziehungen oder – seltener – auch in Liebesbeziehungen münden.

Der Wunsch nach Medienwechseln verweist auf die Relevanz der realweltlichen Körper für die vermeintlich körperlosen Online-Kontakte. Aber auch wenn ein Offline-Treffen nicht beabsichtigt ist, ist der materielle Geschlechtskörper im Chat ein zentrales Thema. Eine einfache Beteuerung der Geschlechtsidentität wird als Ressource für Wahrheit (und tatsächlich sprechen die Befragten in diesem Zusammenhang mit großer Selbstverständlichkeit von Wahrheit oder Unwahrheit) nicht akzeptiert. Der Nickname dient als ein Anhaltspunkt, aber die Unsichtbarkeit des Körpers macht unruhig und setzt im Chat ein Bündel von Authentifizierungsstrategien frei.

Christiane Funken nimmt an, dass die unvermeidbare Wahrnehmung des Geschlechts einer Person in realweltlichen Begegnungen zur *Ausgangssituation* gehört und den Verlauf des weiteren Geschehens bestimmt, in der virtuellen Begegnung dagegen eher ein *Resultat* des Geschehens darstellt, wenigsten ein vorläufiges. „Die kulturelle Dimension der Geschlechterordnung verliert so nicht an Bedeutung, sondern es ändert sich ‚lediglich‘ ihre soziale Funktion: die scheinbare Sicherheit, die in der kommunikativen Ausgangssituation den weiteren Verlauf der face-to-face-Interaktion bestimmt, wird im Netz fundamental verunsichert und wirkt erst im kommunikativen Resultat – wenn überhaupt – ordnungsstiftend“ (Funken 2001, S. 18f). Für die Gespräche im Netz bedeutet dies, dass Geschlechtlichkeit (wie im Beispiel in Abbildung 2) immer wieder

umfassend thematisiert wird, was wiederum für die große Selbstreflexivität und Aufmerksamkeit für die eigenen Darstellungsleistungen spricht, die ich eben schon genannt habe. Ein Beispiel

Abbildung 2 Ausschnitt aus einem IRC-Chat*

```
<CordulaB> ich bin gerade in der uni und mache das hier zum ersten mal
<CordulaB> im computer-pool. wo bist du?
<Der Baron> Ich wohne in Bochum und arbeite in Essen
<CordulaB> ah. huh, was wollen die denn alle?
<Der Baron> Nun
<Der Baron> Du hast einen weiblichen Nick, ...da strömen die Kerle in der
Regel wie die Fliegen.
<CordulaB> soll ich mich lieber als typ ausgeben?
<Der Baron> Ja
<Der Baron> Männliche Nicks wirken besser :- )
<CordulaB> kann ich das jetzt noch ändern?
<Der Baron> Sie geben Dir Ruhe und Frieden ;-)
<Der Baron> Ja: tippe: /nick xyz
<Der Baron> xyz = neuer Name
<CordulaB> /nick TimB
<TimB> aha
<Der Baron> Hui!
<Der Baron> Hallo Tim...
<TimB> jetzt halten mich alle für einen spinnerin
<TimB> ähm einen spinner
<Der Baron> Du schaltest aber flink. Bist Du vielleicht wirklich ein Mann?
```

*Nicknames geändert. Mitschnitt im Rahmen einer empirischen Studie über Genderswapping (Dekker et al., 1998)

Die Suche nach Authentizität bestimmt also vielfach die Kommunikation. Sie erzeugt den Wunsch nach plausiblen und vereinheitlichenden Selbstdarstellungen und unterbindet freigesetzte Identitätskonstruktion im Sinne Sherry Turkles. Wie aber sieht das konkret aus, welche Modi der Authentizitätsprüfung lassen sich zeigen, und zwar diesmal *ohne* Medienwechsel und Inaugenscheinnahme eines materiellen Körpers?

(1) Sehr einfach zunächst die Prüfung gemachter Aussagen auf inhaltliche Logik. Bei Widersprüchen wird dem Gesprächspartner oder der Gesprächspartnerin die Glaubwürdigkeit abgesprochen, der Kontakt abgebrochen. Beispiel: *„In dem Hin- und Hergeschreibsel fliegt das meistens auf – die merken sich ihre Lügen nicht gut.“*

(2) Bei diesem Prozess werden teilweise gezielt Testfragen gestellt, von denen angenommen wird, nur Frauen (oder seltener: nur Männer) könnten sie richtig beantworten. Beispiel: *„Ich stelle manchmal so Testfragen. Bei Frauen merkt man es an der Körbchengröße, wenn die gar nicht zu Größe und Gewicht passt.“*

(3) Häufiger ist aber eine allgemeine Verhaltensbeobachtung, bei der Vorstellungen über „typisch männliches“ oder „typisch weibliches“ Verhalten als Maßstab herangezogen werden. Beispiel: *„Männer fragen auch anders als Frauen: direkter im Hinblick auf sexuelle Details.“*

Hierin unterscheiden sich Chats strukturell gar nicht von der Alltagsinteraktion: auch Offline werden stetig kulturelle Geschlechtsindizien interpretiert und genutzt, um Subjekte in die binäre Geschlechterordnung zu sortieren. Der Unterschied: *Erstens* geschieht der Interpretationsprozess Online wie bereits erwähnt erheblich bewusster als Offline. Und *zweitens* sind die genannten kulturellen Geschlechtsindizien – von Kessler und McKenna (1978) kulturelle Genitalien genannt – Online andere als Offline.

(4) Eine besondere Form der Verhaltensbeobachtung möchte ich Suche nach Unabsichtlichkeit nennen. Im Chat stoßen zu gut gelungene, schlicht zu perfekte Darstellungen – und das gilt für Beschreibungen ebenso wie für versandte Bilder oder gezeigte Filme – schnell auf Skepsis und Ablehnung. Beispiele für diesen Vorgang: *„Falsche Angaben erkenne ich an Übertreibungen.“* Und: *„Wenn ich merke, dass das Photo zu professionell ist, dann ist er ein Spinner und ich unterhalte mich nicht mehr mit ihm.“*

Der Soziologe Alois Hahn hat die Konstruktion von Authentizität kürzlich als „Inszenierung von Unabsichtlichkeit“ (2001) beschrieben, und genau dieser Vorgang zeigt sich beim Chatten mit großer Regelmäßigkeit: das etwas unvorteilhafte Foto, aufgenommen in schlechter Bildqualität, hat dadurch ebenso eine Chance auf unverhoffte Anerkennung, wie biographische Geschichten des Scheiterns.

Geschlecht als performative Praxis

Bis hierhin haben gesehen, dass die Prozesse der Authentizitätssuche das Geschehen Online stets zu einem Geschehen Offline in Beziehung setzen und damit computervermittelte Kommunikation nicht als losgelöst von realweltlichen Machtverhältnissen begriffen werden kann. Die Konstruktion einer Vielzahl gleichberechtigter multipler Identitäten im Netz stößt, ich habe das dargelegt, genau dann an ihre Grenzen, wenn das Online-Umfeld mir mit dem dringenden Wunsch entgegentritt die Wahrheit über genau einen vermeintlich authentischen Körper zu erfahren. Damit ist Geschlechterkonstruktion auch Online nie nur Identitätskonstruktion. Wie also können wir der Bedeutung geschlechtlicher Körper in virtuellen Räumen theoretisch gerecht werden - und dabei naive, ahistorische Körperkonzepte ebenso vermeiden, wie einen voluntaristisch missverstandenen Konstruktivismus?

Wer auch immer beim Chatten mit den gezeigten Authentifizierungsmechanismen konfrontiert ist, oder aber: wer gefragt wird: „Bist Du eigentlich wirklich eine Frau?“, der weiß, was und wer gemeint ist. Und ganz gleich, wie die Antwort auch ausfällt, immer wird sie in Bezug zu seinem oder ihrem realweltlichen Geschlecht stehen. Oder, anders formuliert: egal ob der semiotische Körper, also der Zeichenkörper dem materiellen Körper nachgebildet ist oder nicht:

immer wieder wird er an diesen zurück gebunden. Es ist dies der Moment, in dem Machtverhältnisse realer Räume in den virtuellen Raum projiziert und zugleich realweltlich aktualisiert werden. Mit Judith Butler lässt sich dieser Vorgang als „Anrufung“ (Butler 1995, S. 165ff) beschreiben. Die Anrufung, ein Begriff, den Butler von Louis Althusser² entlehnt, stellt in ihrer Theorie die zentrale Praxis bei der Hervorbringung geschlechtlicher Subjekte dar. Dadurch, dass eine Person als Mann oder Frau angesprochen wird, und auf die Ansprache reagiert, weil sie sich sicher ist, gemeint zu sein (und um dieses Wissen, gemeint zu sein, auch nicht herum kommt), wird sie als geschlechtliches Subjekt aktualisiert. Die erste Anrufung im Leben eines Menschen ist seine geschlechtliche Einordnung nach der Geburt und diese Anrufung wiederholt sich im Laufe des Lebens unzählige Male (vgl. Tervooren 2001, S. 164). Dies gilt auch für den Chat: Der User, der (wie in Abbildung 2) gefragt wird: „Bist Du vielleicht wirklich ein Mann?“, der weiß, dass *gerade er es war*, der angerufen wurde. Und es ist dies der Moment, in dem sich die Existenz im virtuellen Raum mit jener im realen Raum verbindet.

Damit ist die performative Praxis des Geschlechts im Chat kein frei gewähltes Spiel im Sinne eines „heute so – morgen anders“. Sie ist aber auch nicht eine unausweichliche Reaktion auf determinierende Zwänge (vgl. Villa 2003, S. 72). Geschlechtlichkeit entsteht in der Praxis immer wieder neu, und die instabilen Wiederholungsprozesse bergen erhebliches Veränderungspotential. Und so liegt die Chance der Chat-Kommunikation nicht in Körper- und Geschlechtsvergessenheit, denn die binäre Ordnung wird durch regelmäßige Wiederholung im Netz immer wieder neu errichtet und zu realweltlichen Körpern in Beziehung gesetzt. Sie liegt – und zwar nicht trotz, sondern gerade wegen der Verwobenheit realer und virtueller Räume – eher in einer Fülle neuer Inszenierungsmöglichkeiten.

² Althusser begreift den Zuruf „He, Sie da!“ eines Polizisten und das darauf folgende Umwenden des Gemeinten als jenen Moment, in dem „Individuen als konkrete Subjekte“ angerufen und unterworfen werden (Althusser 1977, S. 142).

Literatur

Butler, J. (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin (Berlin Verlag).

Dekker, A., Ehlebracht, O., Horch, A., & Imself, F. (1998): *Genderswapping. Seminararbeit am Institut für Journalistik, Universität Hamburg*.

[Online-Dokument: <http://www.arnedekker.de/download/genderswapping.htm>]

Döring, N. (1999): *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle (Hofgrefe).

Döring, N. (2000): Romantische Beziehungen im Netz. In Thimm, C. (Hg.): *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikation im Internet*. Opladen, Wiesbaden (Westdeutscher Verlag), S. 39-70.

Foucault, M. (1990): Andere Räume (Typoskript eines Vortrages am Cercle d'Etudes Architecturales, Paris, 14. März 1967). In Barck, K., Gente, P., Paris, H., Richter, S. (Hg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Leipzig (Reclam Leipzig), S. 34-46.

Funken, C. (2001): Geschlecht als Code. Zur virtuellen Inszenierung von Geschlecht. In: Frauenbeauftragte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Hg.): *Ringvorlesungen* (Band 9). Mainz (Universität Mainz).

Funken, C. (2002): Körper Online?! In Hahn, K., Meuser, M. (Hg.): *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*. Konstanz (UVK), S. 261-278.

Funken, C., & Löw, M. (2002): Ego-Shooters Container. Raumkonstruktionen im elektronischen Netz. In Maresch, R., Werber, N. (Hg.): *Raum, Wissen, Macht*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) S. 69-91.

Goffman, E. (1994): Das Arrangement der Geschlechter. In ders.: *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a.M., New York (Campus), S. 105-158.

Hahn, A. (2001): Inszenierung von Unabsichtlichkeit. In Fischer-Lichte, E. (Hg.): *Theatralität und die Krisen der Repräsentation*. Stuttgart, Weimar (Metzler), S. 620.

Kessler, S., & McKenna, W. (1978): *Gender. An ethnomethodological approach*. New York (Wiley).

Krämer, S. (2002): Verschwindet der Körper? Ein Kommentar zu computererzeugten Räumen. In Maresch, R., Werber, N. (Hg.): *Raum, Wissen, Macht*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 49-68.

Läpple, D. (1991): Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. In Wentz, M. (Hg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt a.M., New York (Campus), S. 35-46.

Löw, M. (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

Mettler-von Meibom, B. (1990): Wie kommt es zur Zerstörung zwischenmenschlicher Kommunikation? Überlegungen über längerfristige Tendenzen und die Anwendung von Computern. In Rammert, W. (Hg.): *Computervelten, Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit?* Opladen (Westdeutscher Verlag), S. 65-90.

Reid, E. (1994): *Identity and the Cyborg Body*.

[Online-Dokument: <http://www.rochester.edu/College/FS/Publications/ReidIdentity.html>].

Schmidt, G., Starke, K., Matthiesen, S., Dekker, A., & Starke, U. (2003): Beziehungsformen und Beziehungsverläufe im sozialen Wandel. Eine empirische Studie an drei Generationen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 16, S. 1-38.

Tervooren, A. (2001): Körper, Inszenierung und Geschlecht. Judith Butlers Konzept der Performativität. In Wulf, C. & Göhlich, M. & Zirfas, J. (Hg.): *Grundlagen des Performativen. Eine*

Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim, München (Juventa), S. 157-180.

Turkle, S. (1996): Die Männer sind nicht allein am Computer, auch die Frauen haben Lust im Cyberspace. *Die Tageszeitung* (19.03.1996), S. 14-15.

Villa, P.-I. (2003): *Judith Butler.* Frankfurt a.M., New York (Campus).

Virilio, P. (1996): Cybersex. Von der abweichenden zur ausweichenden Sexualität. *Lettre International* 1, S. 74-76.

Wunderlich, S. (1999): Vom digitalen Panopticum zur elektrischen Heterotopie. Foucaultsche Topographien der Macht. In Maresch, R. & Werber, N. (Hg.), *Kommunikation, Medien, Macht.* Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 342-367.